

Mercedes Lauenstein: „Zuschauen und Winken“

Poetisches Placebo

Von Miriam Zeh

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 21.03.2025

Am Rand stehen und genau hinschauen: Wo die Medizin versagt und die Welt in Unwissen versinkt, lässt Mercedes Lauenstein eine junge Frau ihren Münchner Alltag notieren. Die aphoristischen Alltagsminiaturen spenden Trost, auch beim Lesen.

An manchen Tagen überkommt Miro ein Schwindel, ein Frösteln und eine bleierne Müdigkeit, seine Fußsohlen brennen und die Haut wird taub. Doch kein Arzt kann die unberechenbare Krankheit diagnostizieren, mit der er seit Jahren lebt. Besonders wachsam sind Miro und seine Partnerin, die Erzählerin von Mercedes Lauensteins Roman, deshalb für die kleinsten Indizien, mit denen sich ein Schub ankündigt.

„Es gab Tage, Stunden, da konnte Miro wieder Sport machen, Tennis spielen, joggen, Krafttraining. Ging es ihm danach besser, sagten wir: Das wird es sein, das hat dir gefehlt! Ging es ihm davon schlechter, riefen wir: Das wird es sein, das war zu viel für dich! Wir waren die schlechtesten Astrologen der Welt.“

Eine Maßnahme gegen die Unwissenheit der Medizin und gegen die Unübersichtlichkeit des Lebens überhaupt wird das Notieren. Die namenlose Ich-Erzählerin hält Szenen ihres Alltags aufs Genaueste fest: den Regen vor der Bibliothek, in der sie für ihre Professorin recherchiert, oder den Parkplatz, auf dem sie mit Miro strandet, weil ihn auf dem Weg zu einer Party schon wieder eine halbseitige Taubheit übermannt hat.

„Miro schlägt auf das Lenkrad, flucht, weint, sinkt in sich zusammen: Ein Schlag, ein Schrei, ein Schluchzer, Ausatmen, Ruhe. Der Jingle der über uns hereingebrochenen Maladie.“

Aphoristische Prosamiaturen

In die Alltagsszenen mischen sich Erinnerungen aus der Kindheit, Panikschübe, Wut und Reflexionen über die Konstitution unserer Gegenwartsgesellschaft, ihren erbarmungslosen Umgang mit jungen chronisch-kranken und anderen nicht reibungslos funktionierenden Menschen. Wie in den umfangreichen „Sudelbüchern“ des Physikers und Philosophen Georg Christoph Lichtenberg, der nach einer Rachitis zeitlebens an seinem verwachsenen Körper, Lungen- und Herzinsuffizienz litt, reichen Lauensteins Prosamiaturen dabei kunstvoll ins Aphoristische. Sogar Heiterkeit hat Platz, wenn das Paar mit geschlossenen Augen dem „Altar der Unwissenheit“ huldigt, auf dem Miro wirkungslose Therapieversuche, Rechnungen für Nahrungsergänzungsmittel und Off-Label-Medikamente gesammelt werden.

Mercedes Lauenstein

Zuschauen und Winken

Aufbau Verlag

192 Seiten

22 Euro

„Jetzt spricht Miro das Gebet der Unwissenheit, eine krude Versammlung von Versen in einer selbstausgedachten Sprache, die ich ebenso improvisiert und überhaupt nicht deckungsgleich mitspreche. Gut, lobt Miro uns, denn auch das ist fundamental, wir müssen in Rätseln beten, nur so kann man der Ungewissheit angemessen begegnen.“

Allgegenwärtiges Nichtwissen

Überhaupt durchziehen Ansammlungen von Nichtwissen Lauensteins Notate, seien es rätselhafte Symptomschübe oder das weitgehend unerforschte Moor, zu dem die Erzählerin an der Münchner Universität recherchiert.

„Die Trockenlegung der Moore nicht nur als agrartechnische Nutzbarmachung einer bisher nutzlosen Landschaft, sondern auch als seelisch motivierte Unterwerfungsmaßnahme der bedrohlichen Natur, als Verneinung des allgegenwärtigen Nichtwissens, als Abwehr der unwissbaren Übermacht.“

Die Literatur ist voll von Krankheiten: Cholera, Tuberkulose, Depressionen. Und jede Epoche hat ihre eigene. Auf Goethes „Werther“ folgte im 18. Jahrhundert eine Depressions- und Suizidwelle. Im 19. Jahrhundert galt die Schwindsucht als Krankheit schöner, dem Tod geweihter Frauen. Für chronische und seltene Erkrankungen, die seit der Corona-Pandemie immerhin häufiger in den Fokus der öffentlichen Diskussion geraten und in Romane von Paula Fürstenberg oder Mercedes Lauenstein, kennt die Literatur noch keine Erzählmuster. Da scheint das Unwissen ein passendes Motiv, ohne die Krankheit zu verrätseln oder mit Bedeutung aufzuladen. Davor warnte bereits Susan Sontag Ende der 70er Jahre in ihrem einflussreichen Essay „Krankheit als Metapher“. Der Krebs, schreibt sie dort, sei eine ernste Krankheit, kein Fluch, keine Strafe, keine Peinlichkeit.

Narrative für seltene Krankheiten

Doch was, wenn die Krankheit nicht einmal einen Namen hat? Wo jede neue Diagnose nur ein paar Monate überdauert, bevor der nächste Arzt wieder ratlos vor Miro's Symptomsammlung steht, benennt Mercedes Lauensteins Erzählerin eben alles andere, außerhalb der Krankheit. Ihre Notate sind ein Rettungsanker, ein „Placebo gegen die Unübersichtlichkeit des Lebens“.

„Und wenn man die fliegenden, ständig unterbrechenden Gedanken wenigstens festhält, als Stichworte ohne Kontext, als kleine Gedichte ohne Reim und Versmaß, dann fällt es mir leichter, das zu tun, was in diesen Momenten das einzige ist, das hilft: Zuschauen und Winken.“

Romane sind sicher keine Medizin. Aber Mercedes Lauenstein schreibt ein wunderbar poetisches Placebo und ein wichtiges Buch.